

Kampf um die Ratsitze in Genf

Sowjetrußland, Polen, Spanien, Türkei und Persien kandidieren

Niemlich alle Welt ist sich darüber einig, daß der Völkerbund nur noch recht zweifelhaften Wertes ist. Frankreich vielleicht ausgenommen, das ihn aber eben vor allem als Werkzeug seiner eigenen Politik ansieht und behandelt. Von manchen Seiten, wie z. B. von der des italienischen Regierungschefs Mussolini, ist das oft genug mit nackten harten Worten ausgesprochen worden. Aber auch sonst würde heute wahrscheinlich nirgends mehr viel Neigung bestehen, den Völkerbund in seiner jetzigen Konstitution zu schaffen. Wenn er nicht eben da wäre, würde er die Gemüter wenig bewegen. Namentlich nach dem Austritt Japans und Deutschlands hat die Genfer Institution begreiflicherweise an Geltung und Ansehen noch mehr verloren, als schon vorher durch ihre im Grunde unfruchtbare Arbeit.

Bekanntlich besteht der Völkerbundsrat, jenes engere Gremium des Genfer Völkerparlamentes, das in gewissen Fragen eine entscheidende Rolle spielt, nach der Satzung aus fünf ständigen Mitgliedern, das sind die Vertreter der Großmächte England, Deutschland, Frankreich, Italien und Japan, und außerdem aus neun von der Völkerbundsversammlung zu wählenden Mitgliedern, von denen je drei jährlich ausscheiden. Um diese nichtständigen Sitze geht also in jedem Herbst ein Wettbewerbs ein, und es bedarf immer ausgleichender Kulissenverhandlungen, um dann vor das Plenum mit einem leidlichen Kompromißvorschlag treten zu können. In diesem Jahre macht die Kandidatur der Türkei für den durch das turnusmäßige Ausscheiden Chinas freiwerdenden Ratsitz den Herren in Genf Kopfzerbrechen. Es bestehen keine geschriebenen Gesetze dafür, wie die Verteilung der Sitze vorgenommen werden soll. Aber es hat sich der Brauch herausgebildet, sie abzugeben von den zwei Polen und Spanien als wieder wählbaren Mitgliedern vorbehaltenen Sitzen, so zu vergeben, daß drei auf die Vertreter Latein-Amerikas, einer auf ein britisches Dominion, einer auf einen asiatischen Staat, einer auf einen nordischen Staat, worunter die skandinavischen Länder Finnland, Holland und Belgien verstanden werden, und schließlich einer auf ein Mitglied der Kleinen Entente entfällt. Dadurch ist eine Gruppe von gänzlich unberücksichtigten Mächten entstanden, die bei Innehaltung des üblichen Schemas überhaupt niemals in den Rat hineingelangen könnten. Im vergangenen Jahre hat man deshalb, um dem Drängen dieser Mächte gerecht zu werden, noch einen zehnten nichtständigen Ratsitz geschaffen, in den Portugal hineingewählt wurde.

In diesem Jahre ergibt sich nun insofern eine neue Schwierigkeit, als China, das den „asiatischen“ Sitz innehat, nach Beendigung seiner dreijährigen Ratsmitgliedschaft ausscheidet. Für diesen Sitz meldet die Türkei ihren Anspruch an. Sie hat in dem Schreiben, das sie in dieser Angelegenheit an den Generalsekretär des Völkerbundes richtete, sich zwar ausdrücklich als „europäische“ Nation bezeichnet, gleichzeitig aber darauf hingewiesen, daß die Verteilung der Sitze nach Kontinenten keine juristische Basis habe und daß also kein Grund vorhanden wäre, ihr einen nichtständigen Ratsitz zu verweigern. Uebrigens läge ja ein bedeutender Teil ihres Gebietes auf dem asiatischen Kontinent. Die Türkei konturriert mit ihrem Anspruch gegen die Kandidatur Persiens, und es wird nun Sorge der übrigen Mächte sein, Teheran zum Rücktritt zu bewegen.

Geplanter wird man sein dürfen, wie der Streit um die ständigen Ratsitze ausgehen wird. An sich erfolgt für sie überhaupt keine Wahl, da sie statutenmäßig den oben genannten fünf Großmächten vorbehalten sind. Deutschland und Japan sind nun aber aus dem Völkerbund ausgeschieden, und wenn ihre Mitgliedschaft launiggemäß auch noch bis zum Ablauf der zweijährigen Kündigungsperiode weiterbesteht, nehmen sie ihre Ratsitze doch nicht mehr in Anspruch. Man scheint in Genf also die Absicht zu haben, diese zur Zeit zwar nicht juristisch, aber praktisch vakanten Sitze neu zu vergeben. Das umso mehr, als mit dem bevorstehenden Eintritt Sowjetrußlands in den Bund ein Anwärter auf einen ständigen Ratsitz austritt, den man sichtlich nicht abweisen kann und der die Erfüllung seines Anspruches wahrscheinlich zur Vorbedingung seiner Eintrittsbereitschaft gemacht hat.

Die russische Kandidatur hat aber nun sofort auch die polnische ausgelöst. Polen ist schon seit längerer Zeit mit seiner Verweigerung auf einen nichtständigen Ratsitz nicht zufrieden. Man hat deshalb im vergangenen Jahre schon den Ausweg gefunden, es beim turnusmäßigen Ausscheiden als wiederwählbar zu erklären und zu behandeln. Das Gleiche geschah übrigens mit Spanien, insofern beide beiden Mächte war in der Gruppe der nichtständigen Ratsmitglieder stehen, praktisch aber ihr Mandat über die normale Geltungsdauer von drei Jahren hinaus verlängert sehen. Polen scheint dieses Zwischenzustand aber überdrüssig zu sein, und da man seine Stimme für die Aufnahme Rußlands in den Bund braucht, hat es zu verstehen gegeben, daß es dafür und für die Zuteilung eines ständigen Ratsitzes an Sowjetrußland nur zu haben sein würde, wenn man ihm eben auch einen ständigen Sitz zuteilt.

Damit wären die beiden durch das Ausscheiden Deutschlands und Japans vakant gewordenen Ratsitze vergeben. Nun meldet sich aber noch ein dritter Bewerber. Das ist Spanien, das schon im vorigen Jahre durch die Jubilierung der Wiederwählbarkeit in derselben Weise wie Polen bevorzugt wurde und das nun erklärt, was Polen recht ist, müsse ihm billig sein. Frankreich, das ja in allen solchen Völkerbundsdingen die Regie führt, hat den Wunsch, nach beiden Seiten freundliche Gesten zu machen, von denen es sich eine Unterstützung seiner politischen Geschäfte verspricht. Es wird aber nun wohl oder übel den einen oder den anderen seiner beiden Freunde bejähren und zum Bescheid bewegen müssen.

Ein Vorkämpfer für das geeinte Reich

Zum 100. Geburtstag von Heinrich Treitschke

Aus einem namhaften, von echtem Deutschtum beseelten Geschlecht ging der Historiker Heinrich von Treitschke hervor, der berühmteste neben Leopold von Ranke. Sein Großvater schon, Georg Friedrich von Treitschke, erwarb sich unsterbliche Verdienste. Als Regisseur und Hausdramatiker am Wiener Burgtheater war er ein vertrauter Freund Beethovens und schrieb ihm den Text zu „Fidelio“. Heinrich von Treitschkes Vater wiederum erfreute sich in militärischen Kreisen als Generaladjutant des Königs Friedrich August von Sachsen und als Kommandant der einzigen sächsischen Zeitung Königlichein eines hervorragenden Rufes. Schon rechtzeitig erkannte er in seinem Sohne Heinrich die guten Anlagen für Geschichte und mühte sich bestens um ihre Entfaltung. So gab er den Knaben nach vorausgegangenem

häuslichem Unterricht zunächst in eine private Lateinschule und später in die Kreuzschule zu Dresden, deren berühmteste Schüler der Freiheitskämpfer und Dichter Theodor Körner und Richard Wagner waren. Mit höchster Auszeichnung legte hier der erst 13jährige Heinrich von Treitschke die Schlußprüfung ab und bezog nun die Universität Bonn, an der damals noch Ernst Moritz Arndt und Karl Simrod wirkten. In Leipzig und Freiburg, Heidelberg und Berlin wirkte er als gelehrter Dozent von glänzender Rednergabe.

Heinrich von Treitschke hatte schon vor dem Schleswig-Holsteinischen Konflikt und vor dem Kriege von 1866 erkannt, daß einzig und allein der Partikularismus, die Kleinstaaterei den Weg zum Deutschen Reich versperrte, und wandte sich nun offen einer spezifisch-preussischen Staatsgestaltung zu, aus der heraus er für eine geeinte Monarchie unter Führung der Hohenzollern eintrat. Seine Forderungen zur Erreichung dieses Zieles gingen so weit, daß er betonte, die Einigung Deutschlands müsse auf revolutionärem Wege erfolgen, die sich widerlegenden Fürsten seien zu vertreiben, ihre Länder zu annektieren. In diesem Sinne führte er auch die Leitung der preussischen Jahrbücher, die er von 1866 bis 1889 innehatte.

Natürlich geriet Heinrich von Treitschke, der noch immer dem Lehrkörper der Sächsischen Landesuniversität angehörte, in starke Konflikte mit der sächsischen Regierung, und überdies war ein Zerwürfnis mit seinem Vater, der als sächsischer Offizier in hervorragender Position treu zu seinem König hielt, unausbleiblich. Dem Sohn aber stand das Ideal der deutschen Einheit höher als Rücksichtnahme auf kleinstaatliche Belange. Nur von einem großen Deutschen Reich erwartete er die Erfüllung der höchsten sittlichen Aufgaben und die volle Entfaltung des deutschen Charakters. So sah Treitschke in Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke und Roon die Führer des Reiches und befehlerte die Merkale, die aufkommenden sozialistischen Ideen, war gleichzeitig auch einer der ersten Vorkämpfer in der Judenfrage. Im Jahre 1880 erschien seine lange Zeit fast völlig vergessene Schrift „Ein Wort über unser Judentum“. Noch unbekannter sind leider seine 1889 veröffentlichte Gedichtsammlung „Studien“ und die wenig später herausgebrachten „Vaterländischen Gedichte“, die vielleicht denen Emanuel Geibels nicht nachstehen.

Von 1871 bis 1888 gehörte Treitschke dem Reichstag als Mitglied an und blieb auch in dieser Eigenschaft ein Rivier im Kampfe für des Reiches Herrlichkeit. In jener Zeit wirkte er nicht nur als akademischer Lehrer, sondern auch besonders tatkräftig als politischer Publizist, überall den Gedanken der Freiheit als Grundlage der deutschen Zukunft vertretend.

Im Jahre 1879 erschien dann der erste Band seiner umfassenden „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“, jenes aussehenerregenden Wertes, das bis heute nichts von seinem Wert eingebüßt hat, ja, das erst letzten in einer Volksausgabe mit einer Einleitung von Alfred Rosenberg neu erschienen. Von glühender Vaterlandsliebe und leidenschaftlicher Abneigung gegen den Liberalismus ist es getragen und obendrein meisterlich in Sprache und Darstellung. Während Treitschke noch den letzten Band dieses einzigartigen Buches schrieb, legte der Tod seinem Wirken am 28. April 1896 ein jähes Ende.

Druck und Verlag: W. Kieffer'sche Buchdruckerei in Altensteig.
Hauptverteilung: L. Lauf. Anzeigenleitung: Gust. Wobahn.
Altensteig, D.-A., d. i. Nr.: 2100



Arbeiteraus C. Hartmann, Nonnenzentrale Stuttgart

„Unsere drei größten Geister! Warum sollte ich sie nicht hier sehen haben, da ihr Anblick mir Erinnerung und Erhebung zugleich ist?“

„Ja, vergißt du denn ganz, wo du bist und daß dein Mann ein Jugoslawe ist? Unerhörte! Bismarck! Der Name allein wirkt als Provokation hier im slawischen Land!“

Margaret lächelte belustigt. Milas Erregung erschien ihr so albern und unverständlich, daß sie sie für Komödie hielt.

„Wenn dich der Anblick dieser großen Männer so aufregt, liebe Mila, brauchst du sie ja nicht anzusehen. Die Sachen stehen ja nicht für andere da, sondern für mich allein, und mir sind sie lieb!“

„Aber damit machst du ja Wladko geradezu unmöglich! Jeder, der das sieht, wird sofort vermuten, daß du eine Deutsche bist!“

„Damit würde er ja nur richtig vermuten! Ich bin doch eine! Was soll Wladko das schaden?“

„Was es ihm schaden soll? Bei Gott, Margaret, manchmal könnte man wirklich an deinem Verstand zweifeln! Wenn nun einer deiner Vorgesetzten oder Kollegen dies sähe...“

„Ich glaube nicht, daß wir Wladkos Vorgesetzte oder Kollegen je im Schlafzimmer empfangen werden! Aber selbst wenn ein Zufall sie hereinführen würde, sehe ich voraus, daß sie keinerlei Anstoß an diesen harmlosen Rippen nehmen würden. Es wäre ja kleinlich über die Wachen und — ein recht beschränkter Standpunkt für

ein Volk, das beständig von Freiheit und gleichem Recht für alle spricht!“

„Wenn wir uns aber deutsche Provokationen nicht gefallen lassen wollen?“

„Provokationen! Unfinn! In meines Vaters Arbeitszimmer auf Hohegg hing eine ganze Galerie großer Männer aus aller Herren Ländern: Franzosen, Engländer, Italiener usw., aber keinem Deutschen wäre es je eingefallen, dies als Provokation zu empfinden! Das Genie ist international.“

„Hattet ihr auch Serben und Slowenen in eurer Galerie?“ fragte Mila lauernd.

Margaret dachte einen Augenblick nach.

„Nein — ich glaube nicht,“ sagte sie dann unbefangen.

„Siehst du! Und das nennst du gleiches Recht? Die Deutschen haben uns immer unter die Füße getreten und unterdrückt, wo sie nur konnten!“ rief Mila leidenschaftlich. „Aber dafür haben wir sie auch bis in den Tod!“ Die junge Frau ballte die Hände; ihre Augen, die ganz dunkel erschienen, funkelten und das schöne Gesicht war verzerrt, als sie dicht an Margaret herantrat.

„Tu den Bismarck weg — du!“

Margaret trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Mila erschien ihr geradezu als wahnsinnig.

„Nein!“ sagte sie dann nicht minder erregt. „Ich verleugne mein Volkstum so wenig wie du das deine!“

„Und das duldest du?“ wandte sich Mila außer sich an ihren Schwager. „Wozu bist du ihr Mann? Reiß ihr das Zeug dort herunter und tritt es mit Füßen; es ist nicht nur dein Recht, sondern auch deine Pflicht, wenn du kein Verräter sein willst!“

Wladko war abwechselnd rot und blaß geworden. Sein nationales Empfinden, aufgeschwächt durch Milas Worte, wallte empor. Aber sein Herz begriff auch Margaret, denn er liebte sie. Liebre sie vielleicht mehr als je, jetzt wo sie mutig und hochaufbeistehend vor ihm stand.

jeder soll ein ganzer, tapferer Mensch, der für seine Ueberzeugung eintritt. Zu tief hatte in ihm so immer neben der Liebe auch eine instinktive Bewunderung des Deutschtums in ihr gelebt, das diese Menschen so frei, stark und harmonisch machte...“

„Du gehst zu weit, Mila,“ murmelte er. „Ich bin gewiß kein Verräter und verstehe deine Erregung bis zu einem gewissen Grad. Aber...“

Er verstummte, denn seine Schwägerin maß ihn hohnlachend vom Kopf bis zu den Füßen.

„Feigling!“ riefte sie, wandte ihm den Rücken und verließ das Gemach ohne Gruß.

Minutenlang blieb es totenstill zwischen den Gatten. In Wladko gewann der Ärger wieder Oberwasser.

„Ich hab dich immer gebeten, diese Figuren nicht so offen zur Schau zu stellen,“ sagte er nach einer Weile gereizt. „Du siehst nun, wohin es führt, wenn du immer nur die eine Kopf folgt. Jetzt wirst du aber doch wohl aus Rücksicht für mich deinem Bismarck einen anderen Platz anweisen müssen!“

„Nein!“

„Auch nicht, wenn ich dich bitte, Margaret!“

„Nein!“

Sie wandte sich langsam um und verließ schleppenden Schrittes das Zimmer. Trauer, aber auch unbeugsame Entschlossenheit lag auf ihrem erblähten Gesicht. Ein wehes „Auch du verstehst mich nicht?“ in ihrem Blick.

Wladko wäre ihr am liebsten nachgeeilt, hätte sie in seine Arme gerissen und wie schon oft durch Küsse alles ausgelöscht. Aber das Wort „Feigling“ gelte ihm noch zu frisch in den Ohren.

So blieb er trozig und rührte sich nicht.

S. Kapitel.

Zu Weihnachten kam der alte Teglic mit Jata aus Spitzersdorf, um den heiligen Abend bei seinen Kindern zu verbringen. — (Fortf. folgt)

Für unsere Frauen

Bäuerin und Erbhofrecht

Von Friedrich M. Schanz, Dresden

Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes, darum ist die Landfrau die Armutter des Volkes, sie schenkt dem gesunden, starken Geschlecht bäuerlicher Jugend das Leben, sie pflegt das junge Leben und hütet es, das später einmal den Aker bebauen wird oder in den Städten vorjüngend, kräftigend und erhaltend zu wirken hat. Gewaltig ist das Maß ihrer Verantwortung. Deshalb muß ihr die Bedeutung ihrer Aufgabe und die Größe ihrer Verantwortung stets vor Augen stehen. Sie beruht ganz stark in der über Generationen hinausgreifenden Bindung des Blutes ihrer Sippe an den angestammten Boden. Ueber diese Aufgabe ihres einzelnen Geschlechts hinaus hat die Bäuerin die Pflicht der Jungerhaltung des deutschen Volkstörpers durch eine zahlreiche Kinderzucht. Noch wird — das muß offen ausgesprochen werden — diese Aufgabe nicht von allen erkannt. Sonst könnte nicht das Gesetz, das die Aufzucht einer gesunden Kinderzucht im Bauernhof sichern soll, so falsch verstanden werden, wie das oft geschieht, sonst könnte nicht durch manche Teile der deutschen Lande das böse Wort gehen: Die Bindung des angestammten Bestes an den Hofboden bedeutet eine Entrechtung der anderen Kinder des Bauern. Das Erbhofrecht bringe dadurch das Einkinderrecht in die Bauernstuben.

Für das deutsche Bauerntum in seiner Gesamtheit gäbe es wohl keine größere Beleidigung, wollte man die Anschauung verallgemeinern. Sie entsprang dem engen, geldgebundenen und ichtichtigen Denken der vergangenen und abgeschlossenen kapitalistischen Zeit. Zweifelsohne liegt aber auch in ihr eine elterliche Sorge, der eine gewisse Verantwortung nicht abzusprechen ist. Immer wird Eltern die Frage bewegen: „Das eine unserer Kinder, das den Hof bekommt, ist sicher gestellt. Was wird nun aus den anderen?“ Vielfach schäufte bisher der Bauer seinen Hof auf einen Wert, der dessen tatsächlichen Wert weit überstieg, teilte diesen durch die Zahl seiner Kinder und packte dem unglücklichen Hofbesitzer die Antelle seiner Geschwister als Hypothek auf. Der arme junge Bauernsohn konnte sich dann schon am Tage seiner Güterübernahme austrechnen, wann er unter der übergroßen Schuldenlast zusammenbrechen würde. Dann war für ihn und damit für seine Familie der elterliche Hof verloren, und keiner hatte etwas.

In Zukunft hat einer, der Auerbe, den Hof, Blut und Boden, Familie und Besitzum bleiben untrennbar verbunden. Und die anderen Kinder? Nun, ihnen gibt der Hof eine glückliche Jugendzeit, ihnen gibt er Ausbildung und Vorbereitung für einen Beruf, ihnen gibt der Hof, soweit er es tragen kann, auch Mittel, um sich einen Anfang zu schaffen, ihnen bietet der Hof während ihres ganzen Lebens den ruhenden Pol, zu dem sie immer wieder zurückkehren können, wenn sie draußen im Lebenskampf Schiffbruch erleiden sollten.

Ist das wenig? Ist diese, von hohem Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Bauerngeschlecht wie dem Gesamtvolk getragene gesetzliche Beschränkung der Verfügungsgewalt über den Erbhof wirklich ein Grund, den bisherigen Kinderreichtum der Bauern einzudämmen?

Derartig zukunftsloses Denken wäre undeutlich und unbäuerlich! Starke Arme und ein harter Kopf sind die besten Voraussetzungen dafür, daß einer im Leben seinen Mann stellen kann. Besitz macht, wenn er nicht selbst erarbeitet wird, oft weich und gleichgültig. Wer die Augen offen hält, kann immer wieder beobachten, wie das von den Vätern in einem Leben voller Mühe und Sorgen Geschaffene unter den Händen der Söhne wieder zerrann, weil ihnen dieser Besitz mühelos zufiel.

Zweifellos besteht auch für den jungen Anorden diese Gefahr. Es muß deshalb eine besondere Aufgabe seiner Erziehung sein, in ihm von Jugend an das Bewußtsein für die große Verantwortung seiner Lebensbestimmung zu wecken. Solange dieser in seinem Erbhof nur eine Sicherung seines Auskommens sieht, ist er kein Bauer.

Seinen Geschwistern gegenüber wird der Auerbe immer das verpflichtende Borrecht des Bestes haben. Die Mitgift seiner Geschwister für das Leben besteht vor allem in einer sorgfältigen gründlichen Ausbildung für den späteren Beruf. Sie stehen damit dem Nachwuchs des Volksgenossen in der Stadt gleich. Der Mann hinter der Wertbank, dem Schreibtisch und der Ledertafel kann im allgemeinen seinen Kindern auch keine Reichtümer mitgeben. Seine Sorge um ihre Zukunft kann nur in einer möglichst gründlichen Erziehung ihren Ausdruck finden.

Und hier liegt die zweite große Aufgabe, die der Bäuerin als deutscher Frau vom Schicksal zugewiesen ist. Sie trägt die Verantwortung um die körperliche und geistige Entwicklung des heranwachsenden Geschlechts. Sie muß sorgen, daß es von klein auf, hart und kantig auf beiden Beinen im Leben steht, und sie muß stark und entzagungsbereit sein, zu gegebener Zeit ihren Einfluß und ihre Aufgabe mit der Schule, der Hülferjugend und mit der SM. zu teilen, damit aus dieser Gemeinschaftsarbeit einmal die Menschen entstehen, die unser Vaterland zu seinem Bestande braucht. Sie muß hier ihrem mütterlichen Gefühl Opfer bringen, die sie dann stolz tragen wird, wenn in ihr der gleiche Geist lebt, der den deutschen Bauern beleben muß.

Bäuerin und Erbhofrecht! Der jungen Bäuerin wird jetzt das große Glück, nur ihrer selbst willen und nicht wie häufig bisher unter Berücksichtigung der mehr oder minder großen Mithilfe erwählt zu werden. Ruft dann einmal nach einem Leben voller Arbeit und Freude der Tod den Lebensgefährten von ihrer Seite, dann hat sie den Anspruch, ihren Lebensabend sicher gestellt zu sehen, wie es ihrer Lebensarbeit entspricht. Zu den ersten Verpflichtungen des jungen Bauern gehört es, den berechtigten Versorgungsansprüchen seiner verewitweten Mutter und seiner Geschwister so nachzukommen, wie es seiner Sohnes- und Bruderpflicht geziemt. „Erst darnach“, sagte einmal Hartwig von Rheden, der Landesbauernführer von Hannover, „wie

der junge Bauer seine Mutter behandelt die in Regen und Sonnenschein ihr Leben lang mit dem Vater auf dem Hof gearbeitet hat, kann man beurteilen, ob er die Bezeichnung des „ehrbaren“ Bauern verdient.“ Den Pflichtvergessenen wird der Berufsstand nachdrücklich zur Erfüllung seiner eigentlich selbstverständlichen Aufgaben anhalten. Sind keine Kinder vorhanden, so kann auch der Bauer seine Lebensamerabin durch Testament dahingehend sicherstellen, daß der Erbhof ihr bei Lebzeiten zur Verwaltung und Ragnickung verbleibt.

Der Aker ist ewig, wir Menschen wandern. — Ebenso ernst und verpflichtend wie dieses Naturgesetz Handeln und Denken des deutschen Bauern beherrschen auch, genau so bestimmt es das Leben der Bäuerin, die als Mittlerin des Blutes zwischen den Generationen steht, als die auch sie unter dem ewigen Gesetz steht: Ich bin nichts, mein Volk ist alles!

Frau und Kleidung

Eine Kleidung, der man ansieht, daß sie über die Verhältnisse ihrer Trägerin geht, spricht nicht für deren Charakterwert.

Willst du dir ein neues Kleidungsstück kaufen, so verlasse dich mit den Augen der anderen und nicht nur mit deinen eigenen Augen darin zu leben!

Wer in seiner Kleidung das Auffallende liebt, beeinträchtigt nur zu leicht die Vornehmheit seiner Erscheinung.

Man hat anders im Reifrock als im kurzen Sportrock geliebt — aber die Hauptsache im Leben der Frau bleibt doch, daß man in beiden geliebt hat!

Vom Alltagskleid bis zum Festgewand muß eine Frau es verstehen, immer richtig bei jeder Gelegenheit gekleidet zu sein.

Es gibt doch so viel Kleidjames in jeder Mode — merkwürdig, daß es noch immer Frauen gibt, die sich unkleidlich kleiden!

Eine tadellos gepflegte Kleidung unterstreicht wirkungsvoll das Selbstbewußtsein.

Dinge tragen wollen, die weder unserer Gestalt, noch unserem Alter entsprechen, beweist, daß wir uns selbst Sord in die Augen streuen wollen — anderen aber tun wir das damit bestimmt nicht!

Aufgabe des weiblichen Arbeitsdienstes

Der Begriff des Frauen-Arbeitsdienstes ist in weiten Schichten der Bevölkerung noch völlig ungeläutert. Aus Anlaß eines Vortrages, den die Führerin des weiblichen Arbeitsdienstes, Frau Scholz-Klink, vor den Vertreterinnen der deutschen Presse hielt, um sie über Sinn, Ziel und Aufgabe dieses umfassenden Erziehungswerkes zu informieren, erzählte diese ungeniein kluge und herzengarme Frau, daß sich viele tausende arbeitsloser Frauen und Mädchen an sie gewandt hätten, die höchst erlumpt waren, als man ihnen sagen mußte, daß der Arbeitsdienst keine Institution sei, die Arbeit für alle schaffe.

Die Referentin, die einen Ueberblick über den Aufbau des weiblichen Arbeitsdienstes gab, der von den schüchternsten Anfängen und von gemeinsamen Lagern (Männer und Frauen, wobei den Frauen die Rolle der „Hausangestellten“ zugeprochen wurde) zu seiner jetzigen organisatorischen Geschlossenheit gelangt sei, erklärte, daß man sich natürlich bemühe, die Zahl von 10 000 Mädchen und angehenden Frauen zu erweitern, daß es im Augenblick jedoch unmöglich sei, den weiblichen Arbeitsdienst zahlenmäßig auszubauen. In seinem inneren Ausbau wird natürlich unentwegt gearbeitet.

Der weibliche Arbeitsdienst, der Frauen und Mädchen im Alter zwischen 19 und 30 Jahren aufnimmt, ist die Erziehungsform für die kommende deutsche Frau. Die Beherrschung mit dem Land, das Zurückfinden zu den einfachen und großen Dingen des menschlichen Lebens ist mehr als jedes andere Erlebnis geeignet, einen noch in der Entwicklung begriffenen Menschen von Grund auf umzugestalten, das Oberflächliche von ihm abzustreifen, das Wesentliche in den Vordergrund zu rücken. Aus dem weiblichen Arbeitsdienst geht die neue deutsche Frauengeneration hervor, eine Generation, die unseren Tagen bitter nötig ist, denn die Frau — die junge, die angehende Frau — die aus einem notwendig schweren Leben ein schönes macht, aus einem entbehrungsreichen ein trotzdem frohes, die Frau, die, wenn es sein muß, auch einmal auf allen „Lurus“, allen „Komfort“, auf alle Bequemlichkeit verzichtet und trotzdem den Kopf nicht hängen läßt, trotzdem den Glauben an die Zukunft behält und durch diesen Glauben lebt, die Frau, die ihre eigenen Wünsche (auch wenn sie nicht nur materieller Natur sind) zurückstellt und sich den Notwendigkeiten unterordnet, die ihr Land erfordert, — diese Frau fehlt uns heute noch, diese Frau muß in ihrer Gesamtheit erst noch gebildet, erst noch erzogen werden. Der weibliche Arbeitsdienst ist die Grundlage für diese Charakter- und Herzensbildung, er ist zugleich aber auch die Form, in der die praktische Durchbildung des jungen, erwachsenen weiblichen Menschen zu umfassendsten geschieht.

Der weibliche Arbeitsdienst ist keine Haushaltungsschule. Er will keine sein. Er will den jungen Menschen von allen Seiten her anpacken, alle Probleme, die ein Menschenleben im Leben eines Staates aufwirft, klären, er will das junge Mädchen vor der Heirat mit allen Arbeiten und vor allen Dingen mit jeder Aufgabe vertraut machen, die seiner harrt. Er ist zugleich aber die Verbindungsbrücke zwischen Stadt und Land.

Die Zukunft des deutschen Volkes hängt von seinem Bauernum ab. Der deutsche Bauer und der Siedler, die beide heute schwer mit ihrem Boden ringen, sollen die Hilfe des gesamten deutschen Volkes hinter sich spüren wie einen unverlierbaren Halt. Gerade in den Grenzgebieten, in denen jetzt gesiedelt wird, wird diese Hilfe gebraucht. Und hier springt der weibliche Arbeitsdienst ein. Hier gehen die Mädchen in die Bauern- und Siedlungshäuser, betreuen die Kinder, richten während der Ernte Kinder-Ernte-Gärten ein, gehen auch mit aufs Feld hinaus, arbeiten ihre sechs oder mehr Stunden am Tag, je nach den Erfordernissen des Bodens, hier richten sie sich in den Scheunen und verlassen Bauernhäusern ein, unzimperlich, tapfer, schlafen auf den Strohsäcken, packen jede Arbeit an, die zu tun ist, lernen voneinander und miteinander, werden ergriffen vom Leben und begreifen, was schön und groß und stark ist.

Der Sinn des Frauenarbeitsdienstes ist der Dienst an Staat und Volk. Sein Ziel: die neue deutsche Frau.

Frauenregimenter

Weibliche Soldaten im 19. Jahrhundert Rußland
woll 18 Schützenregimenter aufstellen — Die Frau im
Mobilmachungsplan Frankreichs

Von Werner Baals

Veruche und Anregungen, auch das weibliche Bevölkerungselement in die bewaffnete Macht eines Staates einzubeziehen, sind schon sehr alt. Man erinnere sich nur an die berühmten, aber bis heute noch reichlich legendären „Amazonen“ der Odyssee! Man tut aber unrecht, so manchen neuzeitlichen Veruch dieser Art mit dem Tun und Treiben der Amazonen gleichzusetzen, denn bei diesen handelte es sich um einen typischen Frauenstaat, wie man ihn ja auch noch heutzutage auf manchen Südeinseln antrifft, wohingegen in unserer Zeit meist der Gedanke maßgebend ist, die männliche bewaffnete Macht durch Aufstellung von weiblichen Kampfformationen zu verstärken.

In neuerer Zeit lassen sich eigentlich nur zwei Beispiele für die aktive Einschaltung von Frauen in den Krieg finden. Das war in Paraguay während des Krieges 1864 bis 1869 der Fall, als es gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay kämpfte. In diesem fünfjährigen mörderischen Kriege verlor Paraguay fast seine gesamte männliche Bevölkerung und im letzten Abschnitt des Krieges kämpften öfters starke paraguayische Frauenabteilungen gegen den übermächtigen Feind. Der andere Fall ist der Burenkrieg um die Jahrhundertwende. Auch hier griffen im letzten, grausamsten Teil des Krieges öfters Frauen zum Gewehr, um die Freiheit ihres Landes gegen die englische Uebermacht zu verteidigen.

Frauenregimenter in nennenswertem Ausmaße wurden dann erst wieder während der Interkontinentalen Kriege im bolschewistischen Rußland geführt. Aus demselben Rußland vernimmt man jetzt, daß die Aufstellung von 18 Schützenregimentern beabsichtigt ist, die nur aus Frauen bestehen sollen. Eine Frau, die die Militärakademie absolviert hat, ist bereits zum Generalfeldwebel dieser neuen Formationen ernannt worden. Frauenbataillone hat es schon seit vielen Jahren in der Sowjetunion gegeben. Seit gewissen Erfolgen, die sie in den Revolutionskriegen erzielt haben sollen, hält man dort ansehend von der Frau als Soldat allerhand. Gerade in Rußland kann, was keine Armee anbetrifft, aus dem gewaltigsten Menschenrezeiternoir schöpfen, das überhaupt ein Staat in der Welt hat. Ein Mangel an wehrfähigen Männern besteht in Rußland bestimmt nicht, die Dinge liegen vielmehr so, daß das jährliche Kontingent an Rekruten nie völlig eingezogen werden kann, weil die Unterbringungsmöglichkeiten fehlen.

Militärische Ausbildung von Frauen gibt es außerdem noch in Polen. Der bekannte Schützenverein verfügt über viele tausend weiblicher Mitglieder, die in allen möglichen militärischen Funktionen ausgebildet werden. Verschiedentlich konnte man ja auch schon photographische Aufnahmen solcher Formationen in Polen sehen.

In allen anderen Staaten der Welt hat man bis heute von solchen Experimenten abgesehen. Vorschläge dieser Art sind ja fast schon überall aufgetaucht, besonders häufig in Frankreich und England. Aber zur Verwirklichung ist es nirgends gekommen. In der französischen Mobilisierungsordnung, der „Ration en armes“ ist zwar auch an die Frau gedacht, aber nicht als Soldat, sondern als Arbeiterin in der Kriegsindustrie und verwandten Betrieben. In dieser Rolle hat sich ja auch die deutsche Frau während des Krieges hochverdient gemacht.

Die Rolle der Frau in einem zukünftigen Krieg — den hoffentlich niemand in der Welt herbeiseht — würde kaum soldatlicher Natur sein. Ihre Einsatzmöglichkeiten liegen durchaus auf jenen Gebieten, die ihr ja auch der französische Mobilisierungsplan zuweist als Krankenpflegerin, als Arbeiterin und Vertreterin des Mannes in all den Betrieben und Funktionen, die eine Frau überhaupt ausfüllen kann.

Ganz selbstverständlich wird die Frau im Kriege der Zukunft, der ja in einer totalen Mobilisierung von einer Ausdehnung und Einbeziehung alles Lebendigen und Toten besteht, von der man sich kaum eine rechte Vorstellung machen kann, eine wichtige Rolle spielen. Aber im allgemeinen wird es wohl dabei bleiben, daß das eigentliche Kriegshandwerk eine Sache der Männer bleibt.

Humor

Der geeignete Mann

Frau Rejeritz will sich ausgerechnet in der Sommerfrische einen Subitopf schneiden lassen. Und ausgerechnet der Bader Franz wird geholt. Frau Rejeritz schaut den Franz an, dann meint sie ängstlich: „Ja, können Sie denn aber auch Subitopf schneiden?“ — Sagt der Franz beruhigend: „Gemacht hab' ich's noch nie. Aber, wenn Sie wüßten, was ich im Kriege im Feld lazarett für Köpfe geschnitten hab'!“

